Korsische Postfahrt.

Akrobatenkunststückchen und Autoruinen. Von Georg Wagener.

In Nonza, an der Westküste von Cap Corse, lernte ich den ersten korsischen Postkraftfahrer kennen, bewundern und fürchten.

Ich kam lendenlahm von den Bergen herunter in das Adlernest zweihundert Meter senkrecht über dem Meer und hörte mit Erleichterung, daß zwischen drei und vier Uhr Nachmittags der Kraftwagen zu erwarten war, der die Postsäcke zwischen Rogliano und Oletta sammelt und nach Bastia bringt.

Um vier Uhr fauchte ein offener kleiner Viersitzer die steile Straße hinauf. Ich achtete nicht auf den klapperigen Wagen. Doch der ehrsame Bürger von Nonza, dessen einzige Beschäftigung seit einer Stunde darin bestand, mit unglaublicher Kunstfertigkeit um meine Beine herum auf die Erde zu spucken und mit bewegter Stimme über die Faulheit seiner korsischen Landsleute im allgemeinen und der Nonzaer im besonderen zu klagen, stieß mich an: „Das ist die Post. Vielleicht dürfen Sie mitfahren." Der Kraftwagenführer war trotz seines Apachenäußeren ein guter Junge: „Wenn Sie hinten zwischen den Postsäcken Platz nehmen wollen." Ich wollte, klemmte mich zwischen den Säcken auf den Sitz und bekam noch einen Stapel auf die Knie geladen. Dann fuhren wir los.

Der Wagen lief am Berghang entlang hoch über dem kobaltblauen Meer, und nur eine schmale, niedere Mauer trennte uns vom Steilabsturz. Kurz vor der ersten Kurve, an der die Straße ins Leere hinaus zu enden schien, weil die kleine Mauer dort schlauerweise fehlte, wurde mir angst und bange. Ich hatte gehofft, der Fahrer würde ein Warnungssignal geben und bremsen. Meinem Apachen fiel das gar nicht ein. Er fuhr mit unverminderter Kraft auf das Stück blauen Himmels vor uns zu, wandte sein gutmütiges Gesicht, grinste, als er meine kreideweiße Angst sah, riß ihm letzten Augenblick das Steuer herum und brachte das Vorderrad einen halben Meter vom senkrechten Absturz entfernt kunstgerecht um die Kurve. Ich dankte meinem Schöpfer.

Doch mein Martyrium begann jetzt erst. Ich hatte mich meinem Apachenfahrer verraten. Nun wollte er sicher dem Fremden erst recht seine Kunst zeigen. Neunzehn Kilometer lang raste er mit mir an der Steilküste entlang, mindestens hundertmal riß er den Wagen um die Kurven. Vier- oder fünfmal tauchte plötzlich drei Meter vor uns hinter der Felswand ein entgegenkommender Kraftwagen auf. Jedes Ausweichen schien unmöglich; doch mein Postfahrer brachte sein Vehikel, ohne mit der Wimper zu zucken, stets zwischen dem anderen Wagen und dem Abgrund hindurch.

In St. Florent gönnte er meinen angegriffenen Nerven zehn Minuten Erholung. Dann lud er mir einen neuen Postsack auf den Schoß und brauste ins Land hinein. Mit Genugtuung sah ich das Meer hinter uns zurück bleiben. Die Fische würden mich nicht mehr fressen.

Meine Freude war verfrüht, denn die Straße führte bald steil in die Berge hinein. Sie schien eigens für Fußwanderer geschaffen zu sein, denen die Aussicht besonders am Herzen liegt, denn die unzähligen scharfen Kurven, die hundert oder zweihundert Meter hoch über dem Tal um die steilen Querrippen der Berge führten, gewährten immer neue, überraschende Ausblicke auf das Meer, auf die duftende Macchia und auf den ewigen Schnee des Hochgebirges.

Mir bleib der Genuß dieser Schönheiten leider versagt, denn mein Apachenfahrer schien wahnsinnig geworden zu sein. Er jagte um die Kurven, raste die geraden, steilen Strecken hinan, und das teuflische Grinsen wich nicht von seinem Gaunergesicht.

Hoch über uns am Berghang lag ein Dorf, Oletta. „Dort oben bekommen wir den letzten Sack", glaubte der Postfahrer meine müden Knie trösten zu müssen. Ich fragte mich vergebens, wie der Wagen dort hinauf kommen sollte. Zehn Minuten später sausten wir an einer spitzwinkligen Straßengabelung, deren Kurve zu schmal war, um sie ohne Vor- und Zurückfahren zu nehmen, die Böschung hoch, tanzten sekundenlang auf den beiden Außenrädern und hielten gleich darauf mit dampfendem Kühler vor der Post von Oletta. Ich hatte genug und wünschte meinen Fahrer zu allen Teufeln. Er grinste. Ich schämte mich und blieb sitzen.

Als wir aus Oletta abfuhren, verbauten mir die letzten Postsäcke auf meinem Knie jede Aussicht nach vorn. Ich wußte, daß uns jetzt noch die Schlucht des Lancone von der Ebene trennte. An einer Kurve sah ich die Klamm. Ein schmaler Keil blauen Himmels klemmte sich zwischen die beiden Wände. In die eine hineingesprengt lief die Straße, und zweihundert Meter tiefer schäumte der Lancone. Ich schloß mit allen Freuden des Lebens ab und unklammerte krampfhaft den Postsackberg auf meinen Knien.

Dann sausten wir die drei Meter breite, abschüssige Straße hinunter. Da bremste mein Fahrer zum ersten Mal und hupte, weil ein Ausweichen an den Kurven hier unmöglich war. Um so rascher rasten wir die übersichtlichen Strecken der Straße entlang. Unter uns tobte der Lancone, das Knattern des Motors schallte von den Schluchtwänden wider, und ich konnte nicht sehen, wohin wir fuhren.

Doch endlich wich die gegenüber liegende Wand zurück, die Straße senkte sich rascher, und unter uns tauchte die Ebene auf. Wir brausten im Eilzugstempo die ausgefahrenen Wagengleise entlang, bremsten einmal, um einer Frau, die am Wege stand, ein Postpaket vor die Füße zu werfen, und rasten weiter. Dann hielt der Wagen mit plötzlichem Ruck, und die Postsäcke flogen mir gegen den Kopf. Der Fahrer stieg aus, las einen wohlverschnürten und mit der Adresse versehenen Weidenkorb von der Straße auf, warf ihn auf meinen Postsackberg und fuhr weiter. Korsische Packetannahme.

Die letzten zwanzig Kilometer nach Bastia hinein waren eine Höllenfahrt. Chausseebäume, Kakteen- und Agavenhecken, Kraftwagen, Eselreiter und Maultierfuhrwerke flogen an uns vorüber, die Federn schlugen in den Schlaglöchern gegen die Karosserie, und der Berg auf meinen Knien tanzte. Ich atmete auf, als wir mit knirschenden Bremsen in Bastia hielten.

Beim Abschied gab ich meinem Apachenfahrer ein reichliches Trinkgeld: „Zum Dank dafür, daß Sie mich doch noch mit heilen Knochen nach Bastia gebracht haben." Da zog er die Mundwinkel beängstigend nahe an die Ohren zurück und grinste auf allen Zahnstummeln.

Ich hatte mir geschworen, nie wieder einen korsischen Postkraftwagen zu benutzen. Doch weiter im Süden der Insel brach ich bald meinen Schwur. Ich saß in einem Vehikel, das einst in besseren Tagen zu Fremdenrundfahrten in Paris oder Nizza gedient haben mochte. Die Schutzbleche hingen in Fetzen, der Kühler leckte aus unzähligen Rostwunden, von neun Blättern der einen Hinterfeder waren vier gebrochen, aus allen Reifen sah das Leinengewebe, der linke Chassisflügel war über der Vorderfeder gesprungen, und von den acht Stützen des Gepäckverdecks standen nur noch vier unversehrt. Der Wagen war ein Wrack, längst reif für den Autofriedhof. Und doch kletterten neunzehn Mann in seinen Bauch hinein, unzählige Gepäckstücke wurden auf das Verdeck geladen und zuguterletzt noch zentnerschwere Eisenketten, die lieblich gerade über meinem Kopfe klirrten. Dann brauste der Fahrer davon, raste durch Schlaglöcher und fußtief ausgefahrene Geleise, knatterte mit dampfendem Kühler den steilen Paß hinauf und fuhr, um Brennstoff für den Unternehmer zu sparen, mit abgestelltem Motor im Leerlauf um Haarnadelkurven herum sechshundert Meter tief ins Tal hinunter. Trotzdem kamen wir heil an unserem Bestimmungsorte an.

Ich bewundere die korsischen Chauffeure wegen ihrer Fahrkunst, und doch würde ich sie alle ins Loch stecken, wäre ich Präfekt in Ajaccio.

Die genaue Größe des Weltalls.

Die seit langem die Gelehrten beschäftigende Frage nach der Größe des Weltalls ist, wenn man den Behauptungen des amerikanischen Astronomen Ludwik Silberschein Glauben schenken darf, jetzt endgültig gelöst worden. Wie der Genannte unlängst in einem Vortrage vor der Amerikanischen Physikalischen Gesellschaft in Washington bekannt gab, hat er eine Neuvermessung des Weltraums vorgenommen. Als Radius des Alls fand Silberschein eine Zahl, die mit 32 beginnt, worauf noch weitere 18 Ziffern folgen. Diese Größe sich vorzustellen, geht über das menschliche Begriffsvermögen, schon sie auszusprechen ist nicht so ganz einfach. Die Länge des so gefundenen Weltraumsradius' ist 350 Milliarden mal so groß als die Entfernung der Erde von der Sonne.

Warburger Warte



Beilage zum Warburger Kreisblatt — Erscheint zweimal wöchentlich — Druck u. Verlag des Warburger Kreisblattes

Geeignete Beiträge willkommen. — Nachdruck der Originalbeiträge verboten. — Schriftleiter: Paul Quick, Warburg

Nr. 50 | 22. Juni 1929 | 4. Jahrgang

Alte Schuld.

Roman von R. Kohlrausch

3. Fortsetzung.)

Copyright by Greiner & Co., Berlin NW. 6. (Nachdruck verboten.)

„Nein, vorgestern abend war er wohl nicht mehr mein Mann."

„Und einen anderen Mann hast du auch nicht gehabt?"

„Nein, auch nicht."

„Und wer war der böse Golo?"

„Den gab es gar nicht."

„Und Schmerzenreich und die Hirschkuh — waren die nicht da?"

„Nein, die haben auch gefehlt."

Das Kind schüttelte mißbillig seinen blonden Kopf. Es hatte die Haare der Mutter, aber die schwarzen Augen des Vaters.

„Das gefällt mir nicht. Nein, Mutter, dann bist du auch nicht die richtige Genoveva."

„Die richtige, nein. Und es ist auch wohl besser so." Die Kleine sprang plötzlich empor.

„Da kommt Vater!"

„Ich habe nichts gehört."

„Doch, doch, ich weiß es, ich fühle es, wenn er kommt Im Sommer, wenn die Fenster offen sind, höre ich seinen Schritt von unten herauf, schon ganz von weitem."

Sie stürmte zur Tür, die sich öffnete.

Düringer trat ein; er hatte die Straßenkleidung schon draußen abgelegt. Er faßte des Kindes nach ihm ausgestreckte Arme, hob es empor, hielt es an sich gepreßt.

„Vater, Vater! Du bist so lange fort gewesen, ich habe mich so nach dir gesehnt. Nicht wahr, Vater, du bist doch der Allerbeste?"

„Wenn du es sagst, muß es wohl so sein. Lieb hab' ich dich, lieb!" Er küßte die Kleine mit leidenschaftlicher Innigkeit. Nun erst begrüßte er auch seine Frau:

„Guten Abend, Hedwig."

„Guten Abend, Bruno."

Er ließ das Kind auf die Erde gleiten. „So, Schatz, jetzt ist es genug. Wir bekommen sonst Schelte von Mutter."

„Ach nein, gewiß nicht. Gib ihr doch auch einen Kuß, dann darf sie nicht schelten."

Er lächelte und ging auf seine Frau mit ausgestreckten Händen zu.

„Wie wär' es, Hedwig?"

Er wollte sie in die Arme ziehen, sie aber wich vor ihm zurück.

„Nicht vor dem Kinde", sagte sie leise.

Mit einem Seufzer wandte Düringer sich ab. Elli sah verwundert auf die beiden. Ihr Vater ging langsam zu dem Tische, über dem der Leuchter brannte, und setzte sich nieder. Im hellen Lichte war sein Gesicht heute von einer gelblichen Blässe, die der schwarze Rahmen des Haares noch stärker hervorhob. Ein paar Sekunden lang sah er starr vor sich hin; das Kind hatte sich wieder an ihn geschmiegt, doch schien er es kaum zu bemerken. Plötzlich hob er den Kopf.

„Was ich noch sagen wollte, Hedwig. Können wir heute nicht ein wenig zeitiger essen?"

„Gewiß, warum?"

„Es ist — ich habe noch eine Sitzung heute abend."

„Eine Sitzung?"

„Ja."

„Das kommt doch aber sonst nicht vor."

„Nein, es ist eine Ausnahme. Wegen einer eiligen Sache."

„Gut, ich will Anna Bescheid sagen. Komm, Elli, du kannst so lange zu Fräulein gehen."

Sie nahm das Kind bei der Hand — es verließ den Vater offenbar nur ungern — und nahm es mit sich hinaus. Düringer blieb auf seinem Platze, brütete vor sich hin und strich sich nur zuweilen mit aneinandergepreßten Fingerspitzen über die Stirn, als wenn er störende Gedanken fortwischen müßte.

Nun trat seine Frau wieder ein. Sie warf einen beobachtenden Blick auf ihn, tat aber keine Frage, sondern trat abermals ans Fenster und blickte hinaus in die mit Nebelkreisen umsponnenen Laternenlichter auf der Straße. Nach einer Weile wandte sie sich nun wie mit plötzlichem Entschluß, atmete tief und fragte:

„Bruno, hast du mich vorhin wirklich nicht gesehen?"

„Ich dich? Wo denn?"

„Auf der Kurfürstenstraße, in der Nähe des Theaters."

„Dort bin ich nicht gewesen. Wann soll es gewesen sein, an welcher Stelle?"

„Es war vor ungefähr einer Stunde. Ich ging in die Stadt, um ein paar Besorgungen zu machen, und kam dabei durch die Anlagen in der Mitte der Kurfürstenstraße. Dort sah ich dich in geringer Entfernung auf einem Wege, der sich mit meinem kreuzte, rasch vorübergehen."

„Mich — mich?"

„Ganz deutlich. Du warst es, ich sah dein Gesicht, deine Kleidung. Ich kenne doch deinen Pelz, deinen

braunen Plüschhut. Ich rief dich an, aber wohl zu leise, du hörtest mich nicht und gingst weiter."

„Die Anlagen sind nur schwach beleuchtet; dort ist eine Täuschung leicht möglich."

„Das dächte ich auch, wenn ich dich nur dort gesehen hätte. Aber als ich am Ende von den Anlagen, die mir deine Gestalt rasch wieder verdeckt hatten, in den schmaleren Teil der Kurfürstenstraße eintrat, sah ich dich wieder."

„Es war eine Täuschung, Hedwig."

„Nein, es war dort ganz hell. Du standest auf der andern Seite der Straße und schautest nach den Fenstern eines Hauses hinauf." Sie zögerte einen Augenblick, holte noch einmal tief Atem und fügte dann hinzu: „Es war das Haus, in dem die Kunewka wohnt."

Er hatte sie bisher ziemlich ruhig angehört, fuhr aber vor ihren Worten zurück, als wenn sich plötzlich ein Abgrund vor ihm aufgetan hätte. Seine Augen weiteten sich. Er wollte sprechen, doch gelang es erst beim zweiten Versuch.

„Dort, dort hast du mich — willst du mich gesehen haben?"

„So deutlich, wenn auch nicht so nahe, wie jetzt in diesem Augenblick. Dir gerade gegenüber stand ich auf der andern Seite der Straße, und ich wäre gleich zu dir herangekommen, wenn ein dichter Strom von Fahrzeugen und Autos mir nicht eben den Fahrdamm versperrt hätte. Als ich dann doch glücklich hinüberkam, war von dir nichts mehr zu sehen, und ich mußte die Hoffnung aufgeben, dich in dem dichten Gewühl der Kurfürstenstraße um diese Zeit wiederzufinden."

Sie wartete auf eine Antwort von ihm, doch sprach er nicht. Er war ganz in sich zusammengesunken, als wenn ihm eine schwere Last auf die Schultern gelegt worden wäre, hatte die Hände krampfhaft ineinandergepreßt und schaute unverwandt vor sich hin auf den Boden, wo die mannigfaltigen Farben des Perserteppichs im gedämpften elektrischen Licht matt ineinander flossen. Doch sahen seine Augen offenbar nichts davon; sie schienen in einen dunklen Winkel seiner Seele hineinzuspähen. Die Außenwelt war ihm tot und stumm in diesen Minuten lastendangstvollen Schweigens.

Ein leises Erbeben ging bei seinem Anblick durch Hedwigs Gestalt. Sie stand und wartete; zuletzt ertrug sie die drohende Stille nicht mehr.

„Sprich doch, Bruno — was fehlt dir?"

„Wie — was — entschuldige — was hast du gesagt?"

„Du bist sonderbar. Es ist ja doch kein Unglück, wenn du mich nicht gesehen hast. Ich hätte gar nichts davon gesagt, aber" —

„Du hast dich getäuscht, Hedwig. Glaube mir, es ist ein Irrtum. Du kannst mich nicht gesehen haben, ich war nicht in der Kurfürstenstraße." Er hatte sich wiedergefunden und sprach verhältnismäßig ruhig.

„Aber, Bruno, ich habe doch meine guten Augen. Wo warst du denn, wenn du dort nicht gewesen sein willst?"

„Wo ich war? Ich — warte einmal, ich bin so verwirrt. Ich war im Stadtwalde."

„Dort — in — der — Dunkelheit?"

„Ja, zu der Zeit, um die es sich handelt."

„Allein?"

„Allein."

„Verzeih, ich will dich nicht ausfragen. Aber es klingt mir so wunderbar, daß du an diesem häßlichen dunklen Nebelabend im Stadtwalde gewesen sein willst."

„Ich hatte mancherlei zu durchdenken. Ich hatte das Bedürfnis, allein zu sein."

Sie wandte sich ab und ging von ihm weg, langsam und schweren Fußes. Vor einem Blumentisch mit Palmen blieb sie stehen, faßte den Wedel von einer der Pflanzen und sah so angespannt auf ihn hinab, als wenn ein Geheimnis davon abzulesen wäre. Das Blatt erzitterte in ihrer bebenden Hand.

Nach einer Weile hob sie den Kopf und kehrte sich wieder zu ihrem Manne. „Bruno," sagte sie leise, „wir hatten uns doch versprochen, wir wollten einander immer vertrauen."

„Ich vertraue dir ja."

„Nein. Vertrauen bedeutet Wahrheit. Heute hast du mir aber die Wahrheit nicht gesagt."

„Glaube mir, Hedwig."

„Einen Augenblick. Laß mich erst reden. Es wird mir ja so schwer, manches zu sagen. Die Worte könnten mir wieder verloren gehen. Sieh, du mußt nicht glauben, ich würde dich nicht verstehen. Ich weiß ganz gut, was dir an mir fehlt — ich bin dir zu nordisch, zu kühl, zu stumm. Ich kann mich nicht anders machen und muß es tragen, wenn dir dann einmal eine Frau besser gefällt als ich, deine Frau. Eine andere, die hat, was mir fehlt — die sagen und ausdrücken kann, was in ihr ist — eine, die Feuer im Blut und in den Augen hat wie diese — diese Kunewka."

Sie schwieg für einen kurzen Moment, aber da er nicht sprach, fuhr sie gleich wieder fort. „Ich verdenke dir's ja gar nicht, wenn sie dir gefällt. Als ich sie vorgestern dort oben stehen sah, wie sie die Rosen herabschüttete und die Verse sprach, da mußt ich zu mir sagen: ja, das ist eine Verkörperung von Frühling und Leben, und ein Mann, der ihr widersteht, wenn sie seine Liebe haben will, der muß tapfer sein und sehr treu. Bei dir aber habe ich das Gefühl, sie will deine Liebe. Ich weiß nicht, wie es kommt — ein Blick von ihr, den ich auffing, hat mir's verraten. Darum kann ich es auch begreifen, daß ich dich vorhin vor ihrem Hause sah. Versteh' mich recht, ich mache dir keine Vorwürfe, wenn es mir auch vielleicht ein wenig" —

Sie brach ab mit erstickter Stimme.

„Was wolltest du sagen?"

„Ach, nichts. Nur um Wahrheit wollte ich dich bitten, um Wahrheit und Vertrauen. Das kann eine Frau von ihrem Manne verlangen, meine ich."

„Ich sage dir die Wahrheit, Hedwig, ich war nicht in der Kurfürstenstraße."

Sie preßte die Lippen fest aufeinander; ein harter, versteinerter Ausdruck trat auf ihr Gesicht.

„Nun gut, so wollen wir es ruhen lassen," sagte sie nach einer Weile und ging zur Tür.

Düringer hob die Hand, als wenn er sie zurückhalten wollte. „Hedwig — höre mich — laß dir etwas sagen. Es tut mir weh, wenn du zornig auf mich bist. Ich habe dich viel zu lieb, um das gleichgültig hinzunehmen. Ich weiß, was du mir bist, was ich durch dich geworden bin. Aus einem wilden, allen Gefühlen des Augenblicks folgenden jungen Menschen bin ich ein ruhiger, verständiger und glücklicher Mann geworden. Du wirst mir das zugeben müssen — im allgemeinen wenigstens. Mitunter mögen wieder Zeiten kommen — vielleicht — ja, Hedwig, es mag sein, daß auch im Augenblick etwas ist, was zwischen uns steht. Aber" —

„Ist es die Kunewka?" Sie war wieder zu ihm herangetreten; ihre Lippen zitterten vor aufgeregter Spannung, während sie seinen Worten lauschte.

„Frage mich nicht, Hedwig, sei gut. Ich kämpfe ja dagegen, ich hoffe, bald aus dem Wege zu räumen, was gegenwärtig unser Leben stört. Laß mir ein wenig Zeit. Und gib mir eine Waffe mit in meinen Kampf — du kannst es."

„Eine Waffe?"

„Ja. Sage mir, Hedwig, daß du mich lieb hast."

„Ach, Bruno" —

„Sage mir's, es wird mir Kraft geben."

„Du mußt es ja doch fühlen, ohne daß ich es dir sage. Ich habe nun einmal nicht gelernt, meine Gefühle auf der Zunge zu tragen. Wie oft schon habe ich dir's erzählt, wie streng und ernst es in meinem Elternhause zuging. Niemals habe ich gesehen, daß der Vater die Mutter küßte, nie haben die Eltern die geringste Zärtlichkeit für uns Kinder gehabt. Von Gefühlen durfte überhaupt nicht geredet werden. Ich bitte dich, Bruno, laß mich bleiben, wie ich bin."

„Gut, ich will dich nicht quälen. Aber wenn du nicht sprechen kannst und magst, sieh mich wenigstens einmal freundlich an. So ist es recht. So kann ich durch deine guten, reinen Augen hineinsehen in dein Herz. Und, was ich da sehe — ja, du hast mich lieb. Ich will daran denken, verlaß dich darauf. Du bist mein liebes, gutes, treues Weib, das all die Jahre hindurch mir mit stiller Freundlichkeit mein Leben schön gemacht hat. Komm, gib mir einen Kuß — dazu braucht es ja keiner Worte."

Fortsetzung folgt.

Der Orgel Sterbestunde.

Ein musikalisches Gemälde von Carl Kahle.

Der stolze Säulenbau der Kathedrale ist aus Meisterhand erstanden, hochgewachsen gen Himmelsbläue, auftrebend, als wolle er den Himmel stützen — oder den Menschen, den kleinen Würmern da unten auf der unscheinbaren Erde, den Weg zu den untersten Stufen der Himmelsleiter weisen.

Schwer wölben sich die Rundbögen über der Halle und den Schiffen. Des Daches hohes Gebälk schließt der Regenwolken tropfenden Fall vom Eindringen aus, des Hagels prasselnde Schlossen und des Schnees vielzackige Kristalle. Aber das Licht der himmlischen Glanzreinheit findet Eingang durch die farbenprächtigen Fenster, die dereinst der wilde Burgherr schenkte, in bereuender Demut oder in sorgendem Drange nach Erlösung von Seelenpein, oder die aus der Kasse des ehrsamen Ratsherrn gezahlt wurden, dem die Gelder aus der Tasche flossen, als ihm die Mehrheit der Stimmen zufallen sollte.

Milde Bläue fängt die allzu gleißenden Strahlen auf und gibt sie weihevoll weiter, grelles Zinnoberrot mischt einen Ton vollen Lebens hinein, fahles Gelb der Wangen auf jenem Madonnengesicht erzählt von Leiden und Schmerzen, wohingegen das frische Grün des Daseins Werden verheißungsvoll herab strahlt. Der Wechsel der Brechung schafft Stimmung. Seelenruhe gebiert die Milde, die dem Uebermaß des Sonnenlichts die Härte nimmt.

Vom Aufbau gegenüber dem Altar tönt es eindrucksvoll, beruhigend und hinreißend zugleich. Dort hat ein andrer Künstler ein Meisterwerk erstehen lassen:

Die gewaltige Orgel, die in zahlreichen Rohren und Röhrchen die Stimme Gottes widergibt, die Weherufe des Heilandes über die Sünde der Menschheit und die Mahnung der Heiligen, die beim Himmelsherrn zur Ausschüttung der Gnade ihr Wort einlegen wollen.

Eins nach dem andern sind sie entstanden, diese aus klingendem Metall, jene aus festem Holz, alle tote Wesen, die erst erweckt werden müssen zu harmonischem Zusammenklingen. Die ersten sind weithöhlig und lang, damit sie die tiefe Fülle des Basses fassen können, die nächsten bereit, die vollen Töne des Tenors hinaus zu tragen, und anschließend die kleinen Pfeifen, die wispernd im Diskant helle Reine künden.

So stehen sie, einzeln machtlos, in eine Sammlung eingegliedert und in Einheit machtvoll, die Tugenden preisend, die Laster verfluchend, um die Seelen der Menschen werbend und zu der Allmacht Gottes flehend. Noch sind sie stumm. Aber bald haucht der Mensch ihnen göttlichen Odem ein, und dann jubeln sie hinaus in überschwellender Kraft.

*

Da ist der große Weltenbrand entglommen.

Zum Segnen wird der alte Gott herab beschworen. Mit den Metallzünglein des Röhrenwerkes senkt sich seine Stimme auf die ausziehenden Krieger. Doch heiser schon klingen die Töne, ahnungsbang, vorschauend die belastende Staubschicht, die alle Reinheit verstummen macht. Aber von der Straße herauf klingt eine andere Musik. Takt auf Takt, fest, und auch wohl zu laut. Die Trompete herrscht, der Paukenschlag, und verstummt ist der Orgel heilig Gebet.

Nur einmal ist sie aufgewacht; gleich im Anfang, als der große fremde Vogel surrend über das spitzige Dach flog und seinen schweren Metallgruß sandte.

Da gab es ein großes Loch in der Decke, die Fenster klirrten und splitterten, der Steinboden riß und die Säulen barsten. Und ein ängstliches Stimmchen der kleinsten Orgelpfeife rief kläglich nach dem Schutze der Mutter. Dann aber war es wieder still geworden.

Nur ab und zu schlich sich ein gar beschmutzter Mann in die Kirche, feldgrau und lehmbraun, mit schwieligen Händen und verwildertem Barte.

Doch das blaue Auge strahlte von Güte. — Die erhärteten Finger tasteten anfangs zaghaft und lockten dann Töne hervor wie im Frieden. Erst ein frommes Kirchenlied. Dann kamen mehr der fremden Gestalten, horchten und summten leise mit, forderten auch wohl ein Lied der Heimat, wo es dereinst ein Wiedersehen geben soll. Manche Träne stahl sich herab. Und dann lachten sie doch, wie die Sonne so buntschillernd durch die vielen hohen Fenster lugte.

*

— — — Dann kam die lange Dämmerung — — — der Untergang — — — Eine Nacht des Schreckens! Ein Sausen und Klirren, ein Poltern und Krachen, ein Höhnen und Wühlen, als wollten alle Gezüchte der Hölle gerade hier ihrer Orgien Höhepunkt feiern.

Das war der Orgel Sterbestunde:

Klappernd und berstend wurde das Dach in die große Halle geschleudert. Roter Steinstaub hüllte alles in dichte Wolken. Weißer Kalk war die Mischung und wirbelnder Schmutz des Alters, der auf allem gelegen hatte. Glassplitter bedeckten den Boden. Das gelbe Madonnengesicht lag anklagend auf den Fliesen. Des Altars gekreuzigter Heiland wurde hinab geschleudert, und die Heiligenstandbilder an den Wänden bargen ihre zersplitterten Reste unter den Steintrümmern.

Dazu ein Getöse, schlimmer als die Gläubigen sich den Lärm des Weltunterganges einst hatten vorstellen können.

Kleine Granaten eröffneten den grausen Reigen, die mittleren folgten, als krönender Abschluß schlugen die schwersten Kaliber ein.

Die Strahlen der Sonne konnten nicht mehr den Weg durch die Scheiben nehmen, aber deren Höhlen waren weit geöffnet, und die Stelle, wo ehemals das Dach war, bot genügend Einlaß.

Jetzt kam der Tod. — — —

Beim Einfall der ersten Mordbotschaft aus der Höhe hatten die kleinen Pfeifen mit ihren kindlichen Stimmen ein leises Wimmern ausgestoßen. Noch brummten die Alten beruhigend dazwischen, doch bald mußten sie einsehen, daß die Stunde des Unterganges gekommen war.

Da und dort brach ein Wisperstimmchen durchrissen zusammen, stumm und ergeben erstarb der Tenöre Männlichkeit, im letzten Schrei aufschluchzend stürzte eine der großen Baßpfeifen über die Reste. Kein Einklang mehr war es, sondern ein wirres Durcheinander, dem des Menschen wohlordnender Geist fehlte; des Todes Angst ließ nicht mehr des Lebens Gleichmaß durchdringen. Noch glaubten die letzten Stimmen, zitternd vor Todespein — als sie hörten, wie die feldgrauen Freunde Versuche zur Rettung unternahmen —, ihres Daseins Hülle erhalten zu können, aber da hörten sie ein eigenartiges Zischen und Brodeln, und schon hatte eine Brandgranate des Baues Getäfel erreicht: hellauf loderten die Flammen — verscheucht waren die Retter. —

Da war alles aus.

Flackernd und leuchtend, züngelnd und im Rauch verschwindend, wanderte das Feuer hierhin und dorthin, und niemand war da, der sich zum Herrn und Meister darüber aufschwingen konnte.

So kroch es auch zu den Resten der Orgel empor, schweizend zerschmolzen die letzten Pfeifen und Pfeifchen vor der Gluten Uebermacht.

Nichts blieb von der stolzen Orgel, die einst zu Freud und Leid, zu üppigstem Glanz und zu tiefster Düsternis geklungen hatte.

Die Flamme aber leckte bald hier bald dort, tagelang. Keiner konnte ihr den Sieg abtrotzen, denn immer neue Vögel der seltsamen Art kamen heran und verscheuchten die Menschen, denen die Heiligkeit des Baues ein Ansporn zur Rettung war.

— Bis nur noch Mauern standen. —

Dazwischen aber auf dem Boden lagen unter Scherben und Steinen, unter Schiefer des Daches und Staub der Mauern die letzten verkohlten Reste, die da zeugten von — der Orgel Sterbestunde.